

## Achtung! Kriegsgefahr! Kauft Semmeln!

Von Ernst Robert

Meister Cibulka, mit Vornamen Luddik, wohnte in einem Dorf in der Nähe Prags. Er hatte eine Bäckerei. Der Laden befand sich im Erdgeschoß des Einfamilien-Häuschens, das Cibulka mit Frau und Tochter teilte. Ringsherum war ein Garten, es gab Dinge darin, deren Anblick Herz und Sinne erfreute. Große bunte Bauernblumen, Stiefmütterchen-Beete, Rosenstöcke, dazwischen kleine Gemüsefelder, Obststräucher, Äpfel-, Birnen- und Pflaumenbäume. Das Haus war aus rotem Backstein erbaut, mit glänzendem Schieferdach. Kurzum — das Ganze ein Idyll, bestimmt, um Menschen ohne große Ansprüche an das Leben und die weite Welt dort draußen restlos zu beglücken. Frau Martha Cibulka, Mitte der Dreißig, blühte kräftig und stattlich, die zehnjährige Makenka lärmte ebenso laut wie fröhlich und gesund durch Haus nebst Garten, nur Meister Cibulka war von jener mageren Ausgebildetheit, hatte jene bleiche, ungesunde Hautfarbe, wie sie Beschäftigung in großer Eile mit sich bringt. Dennoch war Cibulka ein schlanker, feingliedriger Mann, dessen Augen stets listig blinzelten, und der außer seiner Arbeit am Backofen nur noch eine Leidenschaft kannte: das Basteln. Als kleiner Junge hatte er sich bereits damit beschäftigt und der Mann konnte es noch immer nicht lassen. Er bestätigte hierdurch die Behauptung eines Kluges, daß Männer zwischen zehn und siebzehn Jahren sich wenig zu verändern pflegen.

Dennoch herrschte seit einigen Wochen gedrückte Stimmung in der sonst so lebenslustigen Familie. Der Grund? Die Krise! Sie machte auch vor der Bäckerei des Meisters Cibulka nicht halt. Immer weniger kauften die Bewohner des Dorfes Brot und Semmeln, feines weißes Mehl, um daraus Buchteln und Knödel zu backen. Sie stillten ihren Hunger — soweit sie ihn überhaupt noch stillen konnten — an billigeren Lebensmitteln, so z. B. an Kartoffeln. Im traditionellen Land der Buchteln und Knödel mußte Bäckermeister Luddik Cibulka sich das Gehirn zermartern, wie er sein gutes Backwerk, sein unübertreffliches Mehl an den Mann, bzw. an die Frau bringen könne. Dies verursachte nicht geringes Kopfzerbrechen. Cibulka fand die Ordnung der Welt, seiner Welt des Einfamilienhauses, des idyllischen Gartens, bedroht. Etwas mußte da nicht stimmen. Am Ende trug er, Meister Cibulka, selbst die Schuld daran? Verstand es nicht mehr, seine Waren auf angenehme Art zu präsentieren, den Leuten geschickt den Mund wässrig zu machen?

Luddik Cibulka fuhr nach Prag, ging durch die Straßen, die großen, hellen, durch ihre Auslagen blendenden, musterte mit seinen listigen Auglein aufmerksam, was er sah. Kehrete am Abend in das stille Dorf zurück. Versuchte am nächsten Tag zu verwerten, was er Augen beobachtet hatte. Zuerst ordnete er die Auslage in neuer, gefälliger Weise. Ließ durch den Monteur im Ort eine hellerstrahlende Beleuch-

ung anbringen. Schließlich stürzte er sich in noch größere Unkosten: der Maler mußte die ganze Bäckerei frisch weissen. Nun glänzte und duftete alles in untadeliger Frische. Appetitlich geordnet lag die Ware, durch stärkeren Hefezusatz vergrößert, bereit, den Besitzer zu wechseln.

Meister Cibulka sagte sich: jetzt muß es dir gelingen, die verlorene Kundenschaft wieder zu gewinnen. Er wollte es partout nicht glauben, was ihm ein Arbeitsloser im Dorf, ehemals, als er noch verdiente, guter Kunde, erklärt hatte: „Es liegt nicht an Ihnen, Cibulka, wenn Sie schlechte Geschäfte machen, wenn Sie verminderten Absatz haben. Es liegt einzig und allein an der verringerten Kaufkraft. Hätte ich wieder Arbeit, so wollte ich schon keine Kartoffeln freissen. Dann käme meine Frau zu Ihnen und könnte wie früher baden und kochen nach Herzenslust.“ — „Ach was“, dachte der Bäckermeister bei sich, „das ist 'n Rotter. Am 1. Mai demonstriert er stets mit. Die Noten müssen immer hegen. Was der sagt, glaub ich nicht.“

Trotzdem behielt der Arbeitslose recht. Der frisch geweihte Laden, die neue strahlende Beleuchtung, die gefälliger Auslage — die größeren Strudel, — dies alles sog nicht. Still blieb das Geschäft, und mehr und mehr verfinsterte sich die Miene Cibulkas. Er begann, seine schlechte Laune an der Frau auszulassen. Es gab Streit und Aerger. Die zehnjährige Makenka hörte den Haß der Eltern. Auch sie begann unter der getrübbten häuslichen Atmosphäre zu leiden. Die Idylle schwand.

Doch Meister Cibulka war zäh. Stammtede von Bauern ab, die das Leben daran gewöhnt hatte, gegen Widerstände, wie sie sich ihnen in Wind und Wetter und allerlei Landplagen boten, zu kämpfen. So kam es, daß der Bäcker weiter sann. Auf Abhilfe. Und wieder fuhr er nach Prag. Kam spät am Abend zurück, bepackt mit den verschiedensten Kartons und Kästen. Trug diese, als Frau und Tochter längst schliefen, auf den Boden des Hauses. Und sie dort ab, rieb sich die Hände, freudig, und stärker als sonst funkelte das listige Blinzeln in seinen Augen.

Nachmittagsstille herrscht in dem kleinen Dorf. Schräge Sonnenstrahlen gleiten über die Felsen, werfen rötliche Schatten auf die Landstraße, die widerhallt von dem müden, schweren Schritt heimkehrender Arbeiter. Bienengefumm, Geruch von Blumen und Honig, die heiße Mattheit des Sommers über den Gärten, in denen die Früchte reifen. Saite, träge friedliche Landschaft.

Aus den geöffneten Fenstern mancher Häuser dringt Radio. Sogenannte „leichte Sommermusik“. Auf verkrampfte Weise wird versucht, mit Tönen die „gute alte Zeit“ wieder hervor-zuzaubern. „Da geh ich ins Kasino hin, wo so viel süße Mädels dein“ — „Die Damen vom Maxim“, „Glühwürmchen, Glühwürmchen flim-

mere“, „Das Schaulied“. Die Frau des Dorfarztes schlief entzückt die Augen. Rührt den halbfertig gestrickten Jumper in den Schoß sinken. Denkt: „Als ich noch jung war...“ Sieht sich auf dem Tanzstunden-Stränzchen im blaß-blauen Boilekleid, Hedentöschen, am jungfräulichen Busen und im Haar. Damals war der Blasta noch Student. Hatte noch keinen Bauch und sandte ihr Gedächtnis. „Glühwürmchen, Glühwürmchen flimmere“ — doch, was ist das? Ein unangenehmes Krachen im Apparat. Stört die törichte Melodie. Hebertönt sie. Laut und deutlich vernimmt die Frau Doktor eine männlich-kräftige Stimme:

„Achtung! Achtung! Hier spricht ein Wohltäter der Menschheit.“

Hört auf seine Warnung!

Kriegsgefahr droht!

Der kluge Mann, die kluge Frau laßt vor. Das erste, was steigt, sind die Preise für Lebensmittel!

Und was braucht der tschechoslowakische Bürger am notwendigsten?

Das Mehl für die Knödeln und Buchteln.

Darum kauft heute noch, was ihr kaufen könnt.

Vielleicht ist es morgen schon zu spät...!

Die Frau des Landarztes wurde lächelnd, Barf den Jumper so hastig zu Boden, daß alle Nadeln herausflogen und die mühevollte Arbeit verwirrten. Stürzte ins Sprechzimmer ihres Mannes — kaum, daß sie anklopfte — erzählte aufgeregter, was soeben durch das Radio verkündet worden sei. Der Herr Doktor pinzelte gerade dem Schlächter des Dorfes die von vielem Biertrinken aufgerauchte Kehle. Der Pinsel fiel ihm aus der Hand, die Arbeit war erst halb getan. Doch auch der Schlächter sprang von seinem Markersstuhl auf — was, zum Teufel, scherte ihm jetzt der Hals — eifrig beriet man, Doktors beschloffen, ihr Dienstmädchen Katinka sofort zum Bäckermeister zu schicken, sie sollte Vorräte kaufen was das Zeug hielt. Auch der Schlächter lief, halbgepinself, wie er war, heim. Gab zu Haus den gleichen Auftrag. Katinka kam zurück, erzählte, beim Cibulka ständen die Leute „Schlange“, darunter die Frau Gemeindevorsteher selbst, da ihr Mädchen gerade bei der Wäsche sei. Panik herrsche im Dorf. Alles risse sich um Mehl. Der Cibulka habe zu tun wie noch nie.

Aergerlich trat der Gendarm Hablicek an die wild-gefunkelnden, erregt-sprechenden Menschen heran, die vor dem Laden des Bäckermeisters Kopf an Kopf warteten. Fragte, was los sei. Man erzählte ihm von der Radio-Meldung. Das könne doch nicht stimmen, meinte Gendarm Hablicek, diese Nachricht beruhe sicher auf einem Irrtum. Aber die Dorfbewohner nahmen seine Beschwichtigungen mit häuerlichem Mißtrauen auf. Die Kriegsgefahr der Zeit, die in jedem von uns steckt, hatte sie in diesem Augenblick gang und gar ergriffen. „Antliche

Versicherungen — das kennen wir von früher. Mein, danke, wir kaufen lieber, so lange 's noch was zu kaufen gibt. Erzähl deiner Großmutter, daß die Meldung nicht stimmt. Die glaubt's vielleicht. Wir nicht." Der Kriegsruf aus dem Aether sah fest in aller Denken. Männer im militärpflichtigen Alter sahen sich schon einrücken. Frauen rangen bereits die Hände. Kinder weinten grundlos. Nur weil sie den Kummer der Erwachsenen sahen.

Gendarm Havlicek überlegte. Je länger er nachdachte, desto sonderbarer und unglaublicher erschien ihm die Geschichte. Er entschloß sich, die Gendarmerie-Station anzurufen und vom dem Vorgefallenen Mitteilung zu machen. „Quatsch“, tönte es gleichgültig zurück. „Ihr spinnst wohl bei euch im Dorf? Se, die Dipe hat euch wohl ein bißchen durchgedreht?“ Schon hing der andere an, ärgerlich über die Störung. Gendarm Havlicek wußte, was sich für einen pflicht-treuen Beamten gehört. Unerkümmert ließ er von neuem läuten. Erklärte dem wütend Schnauzenden, daß die Dorshonoratioren, der Herr Doktor, der Herr Apotheker, der Herr Gemeindevorsteher und auch die Frau des Schlächters Nikolai seine Worte bestätigen könnten. Jetzt wurde der Vorsteher der Gendarmerie-Station aufmerksam. Meinte: „Das muß ein Schwarzsender gewesen sein. Falls er sich wieder meldet, werden wir die Radio-Überwachungsstation benachrichtigen.“

Am nächsten Tag wartete das ganze Dorf gespannt auf die Zeitungen. Es stand nichts darin. Wohl wurde von drohender Kriegsgefahr in Aethiopen gesprochen, doch von augenblicklicher Kriegsgefahr in Mitteleuropa war nicht die Rede. Schon atmete alles erleichtert. Ein dunkler Spuk war über das Dorf hinweggegangen. Nun hellte er sich auf.

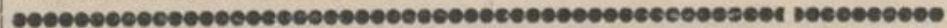
Doch — am Nachmittag wiederholte sich das gleiche wie am Tag vorher. Und auch am folgenden. Stets zur selben Zeit. War das erstmal noch mander ungläubig zu Haus geblieben, jetzt ließ sich keiner mehr halten. Stürmte zu Cibulka, kaum konnte dieser verhindern, daß man ihn plünderte. Die ganze Ortschaft deckte sich ein mit Mehl für Buchten und Knödel. Cibulkas Kassen füllten sich bis an den Rand. Er konnte zufrieden sein. Gendarm Havlicek rief den Leuten vergebens zu, sie seien das Opfer der schwindelhaften Meldung eines Schwarzsenders. Weniger noch als am ersten Tag hörten sie auf ihn. „Ihr werdet ja noch merken, wie ihr an der Nase herumgeführt worden seid“, rief er drohend und verärgert. Sie höhnten ihn. Er zuckte die Achseln. „Werdet ja sehen. Wir wollen's euch beweisen.“

Eine Stunde darauf, nachdem zum drittenmal der Kriegsruf aus dem Aether: „Achtung! Kriegsgefahr — lauft Semmeln“ verhallt war, fuhr vor dem Laden des Vädermeisters L. Cibulka ein Auto vor. Heraus sprangen zwei Herren in Zivil und Gendarm Havlicek. Müdsichtslos bahnten sie sich einen Weg durch die ängstlich und staunend zurückweichende Menge. Cibulka, gerade schwer beschäftigt, das Gesicht gerötet vor Anstrengung, bekam plötzlich wieder seine alte läufige Farbe, als er die Fremden in Begleitung des Gendarmen erblickte. In seine listigen Augen trat Entsetzen. Die Hände zitterten.

„Kommen Sie ins Hinterzimmer, Meister Cibulka“, befahl einer der Herren kurz, „wir müssen mit Ihnen sprechen.“ Cibulka folgte. Wortlos. „Um es rund heraus zu sagen, wir werden bei Ihnen Hausdurchsuchung halten. Hier, unsere amtliche Legitimation.“ — „Warum denn?“ stammelte Cibulka, „ja warum denn nur, meine Herren?“ — „Das werden Sie

ebenso gut wissen wie wir. Machen Sie keine Geschichten. Ist überflüssig.“

Auf dem Boden, zwischen altem Gerümpel, fanden die Beamten der Radio-Überwachungs-Station was sie gesucht hatten. Einen primitiven, aber immerhin doch einen Schwarzsender. Die Beamten schmunzelten. Der eine meinte:



## Bruchstück eines Lebens

Von Jakob Garinger

Schließlich muß mich auch eine Mutter gehoren haben. Ich weiß es nimmer. Ich bin heimatlos, habe nie auf Erden einen treuen Freund gefunden. Kein einsames Bett verweint in ewiger Erinnerung an die paar kleinen Mädels, die mich auch sobald wieder verlassen. Keine Frau ziert mein langes Nachtmahl mit mütterlichen Rosen. Ich habe meine schönsten Verse, Märchen, Erzählungen als Kind geschrieben. Sie wurden alle von einem wütenden Vater vernichtet, denn ich sollte ja lernen, um was Tüchtiges zu werden. Mein Rektor Mercknabel nannte mich immer einen windigen Dichterling. Meine Jugend war unfähig einsam. Ich habe sie zu Salzburg verbracht, das immer wieder lockt, mich dort begraben zu lassen. Meine einzige Freude war ein Klavier. Ich wurde als Wunderkind bestaunt.

Aber ich bekam oft Ohrfeigen, denn der Vater wollte seine Zeitung in Ruhe lesen. Mein ganzes Leben war ein furchtbares Aufschreien. Weinen. Ich habe all mein Leid, mein Unglück in meine Dichtung gepreßt. Wer mein Leben finden will, lese sie. Ich wundere mich, daß ich noch leben darf.

Ich habe über dreißig Werke geschrieben, aber man schickt mir seit Jahren die Gendarmen auf den Hals, denn: „A so a Klobua so do foa Schrifstella sei, a Schrifstella muas do a Geld habn, aber der Tepp hot do foa Geld.“ Die Gendarmerie rät mir immer, eine nützliche Arbeit zu ergreifen. Aber ich bin krank, ich kann nicht wie früher Lastträger, Ausgeher, Fabrikarbeiter sein. Meine Gemeinde möchte mich ins Irrenhaus stecken. Sie fürchtet, ich könnte ihr eines Tages zur Last fallen.

Es sind nicht zehn Menschen in Deutschland und Oesterreich, die um mich wissen. Ich bekomme oft monatelang keinen Brief, keine Ansichtskarte. Meine Einsamkeit würgt und steingt mich jede Sekunde. Wenn ich doch einen schönen Traum hätte. Ich liege im Spital. Betrachte die Tage her mit hilflosen Kindern und Greisen- augen, die grauen Wände des Zimmers und die grauen Wolken des Himmels. In den Augen schlürfen uralte Männlein und Weiblein. Ein Handwerksbursche, der ein paar Tage bleiben darf, pfeift sich ein Lied. Ich möchte heulen wie ein Hund.

Und das Leben könnte so schön sein . . .

### II.

Ich bin geboren im März . . . Meine Eltern sind schlechte Leute. Der alte Vater läuft heute noch rum ums tägliche Leid und Brot. Immer, wenn mich die große Sehnsucht — bloß ein Stündlein heimtreibt ins kleine Gartenwirts- haus, sagt die Mutter: „ . . . jezt hast d' noch dein schäbigen Mantel . . .“

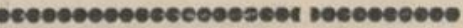
Und der Vater schimpft: „ . . . Was tut denn der Lump schon wieder da . . .“

Ja, wie schön haben meine Eltern geträumt — halt wie alle Eltern träumen.

Und sie haben sich's vom Mund abgepar- — und mich auf die Schule geschickt — „damit sich der Bub nicht so plag'n braucht wie unsereins,

„Na, großes Unheil konnte das Ding aber nicht anrichten. Weit übers Dorf hinaus ging dieser Kriegsruf nicht.“

Doch das war von Meister Cibulka auch gar nicht beabsichtigt gewesen. Denn für seine Konkurrenz hatte er den Schwarzsender schließlich nicht erbaut . . .



und daß er vielleicht später — wenn er Beamter oder Pfarrer ist, — für seine alten Leut was übrig hat.

Aber der Bub ist kein Pfarrer geworden, sondern ein Taugenichts, der dem lieben Herrgott den Tag stiehlt. Drüber all die Fleißigen spotten.

Wie oft hat er gelogen: „Mutter, wart', ich will euch schon ein kleines Häußl erarbeiten, daß du's und der Vater auch noch schön habt“ — aber es sind „Sprüche“ geblieben — wie mein ganzes Leben und Irren.

O Mutter, ich fühl's ja, wie's bitter ist, wenn dich der Herr Stadtrat fragt: „Was ist doch Ihr Sohn?“ und du mußt das kummervolle Haupt senken und schweigen. Und du, armer Vater, wie müd du in den Cafés der kleinen Städte die Wipplätter klest — enttäuscht über alles lächelnd, du hast mich oft verleugnet — und doch, wenn ich elend im Krankenhaus lag — kamst du — von drüben — aus der fernen Heimat — mit seligem Weihnachtsleuchten und hast geweint:

„Armer Bub, wenn du gesund bist, darfst du heim!“

Aber der ewige Bub ging nicht heim! Er mußte matt vor Gasöfen, in Glasschmelzereien, Verbrecherpelunken an die Frühlingszeit der „anderen“ denken, ans blonde Birkenhaar eines lieben, guten Kindes — das längst vorüberging — oder sah in traurigen Sonntagsanlagen; so unfähig einsam — wo man fühlt, wie alt man geworden, daß man übrig, und wo alle Viertelstündlein fragen: warum ist dir bloß alles versagt? Es häßt' oft so schön sein können, da wollten alle Sterne mir helfen, da sank ich selig ins Knie — aber immer riß mich die Hölle — oder ein Gott? — wieder in grauenhafte Not.

Wie rannte ich dann durch die Novembergassen in meine grüne Totenmansarde und las von Kolumbus, Sokrates, Galilei — von ihren Kesseln und tausend Mariern, die ihnen hart- herzige, verblendete Menschen angetan. Weinte — über den Erfinder der Dampfmaschine, den sie ins Irrenhaus sperrten, über van Gogh, der elendig, zerknirsch, in unsagbaren Himmelsfarben ausschrie und von nichts lebte als seiner Not.

Oder träumte von Napoleon, wie er den greisen Grenadier zum Obersten krommeln ließ und all seine Orden dem Glücklichen geschenkt.

. . . und las die Zeitungen, daß Menschen verhungern und sich erschließen . . .

Da harfte Hölderlins unsterbliche Liebe an mein mondlos Bett — oh, wieviel Tränen stürzten und ich dachte nimmer, wie klein ich und arm — das waren schöne, paradiesische Briefe, die ein sanfter Todesengel brachte.

Und da flüchte Schlaf mir goldene Fontänen, ich lag im saphirnen Park der Schwermut — spielte mit Kinderball und den süßen Ampeln des Abends. — Wenn ich so recht unglücklich, denk ich an die guten Freunde, die mir begegnet, und wie sie alle sich — ach zu bald — enttäuscht von mir wandten. Ich könnt' mich ja

selber nicht zum Freund nehmen. Aber was versprachen sie nicht alles — und vergaßen das eine, daß auch ich bloß ein Mensch und Bettler war.

Sie vergaßen, daß ich aus ihren schönen Landhäusern in den stinkenden Schlafsaal einer Vorstadtkeiße wandte. Freilich mußte ihnen all meine Trauer, meine Not zu viel werden! Ich vergesse ja auch manchmal: daß Bettler warten — warten müssen und geduldig sein . . .

Und so warfen sie mich, wie ein schmutziges Hemd in den Kehrichthaufen des Vergessens.

III.

Mein Leben war und ist das eines jeden Menschen, der Augen und ein Herz hat. Man weiß, daß alles Schöne vergänglich ist, das Leid aber und der Kummer bleiben — und die Seh-

sucht verbrennt und. Was mich freut, sind ein spielendes Kind, ein süßer Walzer von Strauß, eine schöne Kravatte, der Herbst, eine alte Stadt, ein dunkler Bach, ein dummer August und Vorstadtkomiker. Was mich traurig macht, ist das Leid der kleinen Ladenmädels, der dummen Lehrlinge, der armen Mütter, das Leid aller, denen oft so unjählich schwer ist . . .

... Am traurigsten bin ich, denn ich manchmal an mich selbst.

Was mich manchmal hoffen läßt, sind die Sterne, der blaue Himmel, der gute Brief eines edlen Menschen.

So ist über ein Menschenschicksal nichts zu sagen: daß es oft, oft recht traurig ist und man, je älter man wird, um so weniger lächelt. Aber vielleicht ist doch irgendwo ein Gott, dann ist ja alles, alles gut.

# Eine Stadt erwacht

Skizze von Theodore Dreiser

Ein eigenartiger Anblick: New York im Morgengrauen — — —

Es ist in Seitengassen, wo sich zuerst Leben regt. Ganz vereinzelt kommen Menschen ans fahle Licht getrocknet. Alles wirkt wunderbarlich und ohne Zusammenhang mit dem Geiße des Alltags, das bald einsehen wird. Vorerst klingen vereinzelte Schritte in den Straßen: es mutet an, wie ein schüchtern, unzulänglicher Versuch — ein Stimmen der Instrumente, auf denen in einer, zwei, drei Stunden die Großstadt-Symphonie erbrausen wird. Büromädchen in großer Aufmachung verschwinden verschlafen in schäbigen Läden. Männer, die aussehen wie Millionäre oder Schauspieler, gehen ihrer schlechtbezahlten Beschäftigung nach. Diese, die Männer und Frauen des Erwerbs und die elektrischen Bahnen in und unter den Straßen, die die Räder treibt und das Leben pulsieren macht.

Zwischen drei und vier Uhr morgens kann man täglich bei der Williamsburg-Brücke einen unendlich langen Zug beobachten. Das sind die Juden, die ihre Handwagen ostwärts ziehen, zum Wallabout-Markt über der Brücke. Es mutet einen fast wie eine biblische Prozession aus Ägypten, Chaldea oder Ägypten an, oder noch besser gesagt, wie der Mieschor einer Opernszene im Morgendämmer, aufgeführt in Paris, Petersburg oder auch hier! Es ist eine große, stumme Menschenmenge, die da marschiert nach dem strengen Rhythmus der Notwendigkeit. Alle ihre Bewegungen, wie überhaupt ihr Wesen und ihre Bedürfnisse haben etwas Mechanisches und dabei doch Ursprüngliches an sich. Später am Tage stehen und sitzen sie dann um ihre Holzlohlenbeden, um Hände und Füße zu wärmen, während der Eiswind durch die schmutzigen Straßen fegt, im Sommer schleppen sie sich ohne Noß und fast auch ohne Hemd dahin, mit offenem Munde nach Luft ringend. Und auch sie sind New York und gehören mit dazu — Aus Bukarest, Lemberg und Odessa sind sie nach der Botwert gekommen. Sie sind die farbenfrohen, vielfältigen Häden, aus denen sich das Mosaik des Teppichs, genannt New York, zusammensetzt. Doch sie sind nur ein kleiner Bruchteil der Menge, die täglich hereinstromt von allen vier Himmelsrichtungen. Man denke nur an die Fähren, die Brücken und Untergrundstationen.

Schon zwischen 6 und halb 7 Uhr beginnt der Verkehr anzuschwellen. Erst kommen die Menschlein tropfenweise hervorgetrocknet — — Um 7 Uhr sind die Tropfen bereits zu einem

lärmenden Fluß angeschwollen, aus welchem zwischen 8 und halb 9 Uhr ein brausender, reißender Strom wird. Er überschwemmt alle Straßen und Plätze und bemächtigt sich im Fluge aller Verkehrsmittel. Er ergießt sich in Tore, Geschäfte, Fabriken und Bürohäuser. Da bleiben die Menschen den ganzen Tag wie in Bienenschwärmen beisammen. Am Abend jedoch, um 6 Uhr, treten sie wieder hinaus in den Tag, und wieder braust der wilde Strom über Brücken und Straßen, durch Aufzüge und Untergrundbahnen, auf Fähren und Bahnen, bis auch der letzte Tropfen aufgesogen ist — — —

Nun sind alle Menschen wieder bei sich zu Hause: im Vorort oder in irgend einer stillen Seitengasse oder in der Halle eines Hotels, und draußen lärmt jetzt die Nacht der Großstadt. —

Und sie drängen sich weiter in diese Stadt; von allen Weltteilen strömen sie nach New York. Griechen aus Athen, Mazedonien und Sparta leben hier. Sechs, acht oder gar zwölf Personen sind in einem Raum zusammengepfercht, schlafen am Erdboden, und wotou sie leben und sich kleiden, weiß nur der liebe Gott allein! Russische und ungarische Juden beböllern Eastside und Teile von Brooklyn. Sie lieben aneinander, eine sähe Masse in schmutzigen Straßen und singen, des Abends vor ihren Häusern sitzend, ihre elegischen Lieder. Sie suchen unermüdet und mit fast tierischem Instinkt den Weg zum Reichtum, um sich die stille Sicherheit zu erringen, nach der sich ihr innerstes Wesen schon seit 1500 Jahren sehnt und die ihnen nicht vergönnt ist — — — Italiener, Deutsche, Ungarn, Franzosen, Polen, Schweden, Armenier — — Sie alle wollen New York erleben! Ihre Lebensgier ist so groß, daß in den Straßen die Luft davon zittert. Und zuletzt sind noch die Amerikaner da, die von Westen, Süden und Nordwesten herbeiströmen, und sie begehren die Stadt nicht minder als die anderen, die Fremden.

Ich sehe die Kleinen, schäbigen Restaurants und die unzähligen Pensionen in den stillen Straßen vor mir — — — Jede von ihnen täuscht den Heimatlosen das „Zuhause“ vor. Wie kläglich hoffnungslos dieser Versuch ist, sieht niemand, denn alle, alle, die darin leben, sind verzaubert. Die Stadt hat sie behext!

Und immer wieder wirft New York seine Röder aus und zeigt seine Schönheit in neuem Lichte. Eine Stadt, so wunderbar und schicksalsschwer und auch ein wenig ironisch — wie das Leben selbst!

# Antikes Service im Museum und im Heim



# Haus und Garten

## Die Gurke als Hausmittel

Der frisch ausgepreßte Gurkensaft ist ein recht gutes Mittel bei Fieber, Blutwürgungen, Gesichtsröte, Blutspeien. Ueberhaupt kann man den Gurkensaft als ein erfrischendes, die Verdauung stärkendes, die Lunge erleichterndes Mittel betrachten. Der Saft wird bereitet, indem man auf die geschälten und in dünne Scheiben geschnittenen Gurken etwas Kochsalz streut und sie eine Viertelstunde nachher auspreßt. Um die kühlenden und aufblühenden Eigenschaften des Saftes zu erhöhen, macht man ihn durch Zusatz von etwas Weinessig säuerlich.

Eingemachte Gurken sind im Winter ein vorzügliches Erwärmungsmittel, wenn man richtig durchgefroren ist. Frische Gurkenschalen sind übrigens ein gutes, rasch wirkendes Mittel gegen Kopfschmerz. Man legt sie auf Kopf und Stirn und bindet sie mit einem Tuch fest. Ein aus dünn abgeschälten Gurkenschalen bereiteter Tee wirkt vorzüglich gegen Husten, Heiserkeit, ebenso gegen Brustkatarrh. Aus Gurkensaft bereitet man auch eine Essenz, welche man mit Nutzen gegen rissige Haut anwendet. Zur Verschönerung des Teints verwendet man vielerorts die sogenannte Gurkenpomade. Die Zubereitung der Gurkenessenz geschieht am einfachsten, wenn man zwei Teile Saft von ungefalteten Gurken mit Glycerin vermischt und einige Tropfen Benzoeinktur beimischt. Am Abend vor dem Schlafengehen reibt man die rissige Haut damit ein. — Die Gurkenpomade stellt man her, indem man eine weiße Gurke reibt, mit einer gleichen Menge feinen Olivenöls in einem Porzellangefäß vermischt, dieses in ein anderes, mit Wasser gefülltes Zell, welches letzteres unter Umrühren der Mischung so lange erhitzt wird, bis das Wasser zu kochen beginnt (Wasserbad). Dann die Mischung durch ein Haarsieb gießen, dem durchgeseigten Oele frische geriebene Gurken zusetzen, in derselben Weise wie das erstemal verfahren und diese Prozedur mit frischer Gurke fünfmal wiederholen.

### Böjer Traum eines kleinen Mannes

Ich heiße Müller —. Wohne Zeltnergasse,  
Und bin bei Waid und Sohn in Lohn und Brot,  
Sie werden stammern —. Mir gehört die Kasse,  
Und trotz des Segens leid' ich ständig Not!

Das mit der Kasse ist, ich sage leider,  
Nicht wörtlich, sondern bildhaft mehr gemeint,  
Ist nur ein Traum —. Und Träumen hilft  
nicht weiter,  
So mancher ist nicht, was er manchem scheint —.

Durch meine Hände gehen viele Gelber,  
Denn ich kassiere ja für Waid und Sohn,  
Und bin doch nur ein kleiner Angestellter,  
Mit sehr viel Sehnsucht und mit wenig Lohn —

Wieviel Vermögen hab' ich schon belesen,  
Denn mir kein einziges gehört,  
Behntausend Kronen und doch nichts zu essen,  
Das ist ein Zustand, der den Besten stört!

Soeben komme ich von einem Kunden  
Und könnte reich sein, — wenn ich es nur  
will —

Jetzt auf die Bahn und es' man mich gefunden  
Einmal gelebt —. Mensch, Müller, sei doch  
still!

Jetzt mühte man durch fremde Länder streifen,  
Wie schön wär' es, das Mittelmeer zu sehn —,  
Dort ist das Glück —. Ich brauch' es nur zu  
greifen,

Und nicht zurück zu Waid und Sohn zu gehn!

Tagein, tagaus lieg' ich an kurzer Kette,  
In enger Stube, ohne Zukunftsblick —  
Ein Sprung genügt, daß ich mich endlich rette —  
Sei doch kein Tor und zimmre dir dein Glück!

Was könnte mir denn schlimmstenfalls  
passieren — —?

Man sperrt mich ein —. Bin ich denn heute  
frei?

Den „guten Ruf“ werd' ich gewiß verlieren, —  
Ich schenk' ihn euch! Was ist denn schon dabei —.

Wenn es sehr schlimm kommt, find es wohl  
zwei Jahre — —

Doch die Erinnerung an das Glück, sie bleibt,  
Dann komm' ich raus und habe weiße Haare,  
Und sterbe wohl ein wenig vor der Zeit — —

Dort steht das Haus —. Ich hab' den Mut  
verloren,

Macht der Gewohnheit, die ins Loch mich  
treibt — —

Und grade heut' häßt' ich auf mich geschworen —  
Das Herz bricht aus —. Doch der Verstand —  
er bleibt!

Pierre,

### Zu „Namen, die einem die Sprache verschlagen“

Genosse Ritt Waid in Helsingfors (Schwe-  
den) schreibt uns:

In der Nummer 28 der „Bunten Welt“  
lese ich über „Namen, die einem die Sprache  
verschlagen“. Da wird gesagt, daß es im Ge-  
biete z. B. in der Schweiz einen Fluß gibt,  
der Aa heißt. Es würde vielleicht Ihre Leser  
interessieren, etwas mehr darüber zu erfahren:

Aa ist ein gewöhnlicher Flußname, über  
das ganze germanische Sprachgebiet verbreitet,

Man findet ihn im französischen Flandern, also  
an der äußersten westlichen Grenze des Gebietes,  
sowie an der östlichen, in Kurland (Lettland)  
und an der südlichen, in der Schweiz. Habt ihr  
ihn nicht in Böhmen? In Westfalen ist die Stadt  
A a d e n (= kleine Aa).

Was ist aber Aa? Nichts anderes als das  
lateinische a q u a (aqua destillata zum Bei-  
spiel). Das Wort ist indogermanisch und hieß  
im Althochdeutschen a h w a. Dieselbe Form hatte  
es im Altschwedischen. Daraus durch Zusammen-  
ziehung A a. Aus dem Langen a wurde im alten  
Schwedisch ein o, im Schwedischen nunmehr mit  
einem besonderen Buchstaben geschrieben: Å,  
das aus einem a mit einem aufgesetzten o ent-  
stand; sie zeugt also von ihrer Ursprung sowie  
die Buchstaben ä und ö, die aus ae, bzw. oe  
entstanden sind.

Das Wort Å besteht immer noch im  
Schwedischen, hat aber eine kleine Wandlung  
erfahren in Bezug auf die Bedeutung: Å be-  
deutet einen kleinen Fluß.

In Finnland sind ja die Ålands-Inseln  
bekannt, besonders wegen ihrer militärischen und  
international-politischen Bedeutung. Das Wort  
Åland wird aber im Deutschen schlecht geschrie-  
ben, wegen Mangel an dem schwedischen Buch-  
staben Å: es soll Åland heißen. Und das be-  
deutet eben Wasser-Land.

Zu einer (vorgehörlichen) Zeit, wo das  
Wort noch ahwa lautete, wurde es in die fin-  
nische Sprache übernommen: die Ålands-  
Inseln heißen tatsächlich jetzt auf finnisch  
Åbenanmaa.

Aus aqua ist, wie bekannt, im französi-  
schen eau geworden, das wie s ausgesprochen  
wird und immer noch Wasser bedeutet.

### Weiteres

**Gut geholsen.** Der kleine Michael (zu  
einem Schulkameraden): „Der Lehrer hat heute  
von Meertieren erzählt, die auf der untersten  
Stufe der Entwicklung stehen. Nun hab ich aber  
den Namen vergessen. Zu dumm.“ „Ach du, das  
werden wahrscheinlich die Delfadinen sein. Die  
haben ja nicht mal einen Kopf.“

**Des Hausbesizers letzter Wille.** „Ist es  
richtig, daß euer Hausherr gestorben ist?“ —  
„Freilich. Und testamentarisch hat er bestimmt,  
daß denen, die keinen Kranz schicken, die Woh-  
nung gesteuert werden soll.“

**Nicht möglich.** „Wie kommt es, daß es so  
viel mehr Autounfälle als Eisenbahnkatastro-  
phen gibt?“ — „Haben Sie je gehört, daß ein  
Heizer den Lokomotivführer küßte?“

**Noch lange kein Grund.** „Warum willst du  
heiraten?“ — „Weil ich sie liebe.“ — „Mein  
lieber Freund, das ist eine Entschuldigung, aber  
kein Grund.“

**Allerdings . . .** Hilde heiratet und will eine  
Hochzeitsreise machen. Und zwar durch Tirol.  
„Warum Hilde?“ — „Weil die Gegend da  
so schön ist.“ — „Wenn du verliebt bist, schau  
du doch nicht aus dem Fenster?“ — „Glaubt  
Hilde verschämt: „Ich nicht. Aber die anderen.“

**Telepathie.** Medium (flüsternd): „Der  
Geist Ihrer verstorbenen Frau ist im Zimmer!“  
— Der Mann bleibt stumm. — Medium (ein-  
bringlich): „Verstehen Sie nicht! Der Geist  
Ihrer Frau! Reden Sie doch mit ihr!“ —  
Der Mann: „Wenn sie es wirklich ist, wird sie  
schon selbst anfangen.“

### Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32,  
Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 243.

Von L. Mangalis, Biga.

Schw.: Kc4, Tb3, La3, Bb2, b5, c5, d3, d5, f2. (9)



Weiß: Kd1, Df1, Le8, Sb1, c6, Be3. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Er-  
scheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte  
einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 240: Sg7—f5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge-  
nossen ein: Walter Ludwig und Robek Franz,  
Kwitkau; Teas Franz, Suchel, Triltsch Gustav,  
Wisterschan; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel  
Wilhelm, Arnadorf b. Tetschen; Schöffel Anton,  
Schöbrütz; Ulbert Rudolf, Prosditz; Hyna Josef  
und Hyna Franz, Hostomitz; Havel Franz, Her-  
tine.

Partie Nr. 82.

Gespielt im Jugendfernturnier 1927 des D.  
Arbeiter-Schachbundes.

Weiß: Lisul, Jugoslawien Schwarz: Reich, Berlin  
Aljechin-Verteidigung.

- 1. e2—e4 Sg8—f6
- 2. e4—e5 Sf6—d5
- 3. e2—c4 Sd5—b6
- 4. d2—d4 d7—d6!
- 5. f3—f4 d6×e5
- 6. f4×e5. Die Grundstellung ist

entstanden, der Kampf um die weiße Bauernkette  
kann beginnen, Bauer d4 ist Achillesferse.

- 6. . . . . Lc8—f5!

Ein guter Abwartezug. Es soll sich erst zei-  
gen, ob die Bauernkette mit Sc6 oder c7—c5 oder  
auch f7—f6 angegriffen werden soll.

- 7. Sb1—c3 Sb8—c6!
- 8. Lc1—e3 e7—e6
- 9. Lf1—e2 Dd8—d7
- 10. Sg1—f3 0—0—0
- 11. 0—0 Lf5—g4!

Schwarz droht mit LxT3 nebst SxT4. Guter  
Rat ist teuer. Ein Bauer scheint immer verloren,  
trotzdem Punkt f7 schwach ist. Auf 12. Sg5 folgt  
der Problemszug Sxex4.

12. d4—d5! Einzig 12. c5 hält den Bauer. Doch  
dann kommt Schwarz mit 12. . . . Sd5, 13. SxT4  
DxT5, 14. Dd2, f6! in Vorteil. Die weißen Ent-  
wicklungsziele sind teilweise schon mangelhaft.  
Siehe Aljechinbroschüre.

- 12. . . . . Lg4×f3!
- 13. d5×c6 Lf3×c6
- 14. Dd1×d7 Td8×d7
- 15. Ta1—d1 Td7×d1
- 16. Sc3×d1 Lc6—e8!

Der f-Bauer wird erhalten.  
17. Sd1—c3! Der weiße Mittelbauer ist jetzt  
gefährdet und es ist nicht ersichtlich, durch wel-  
che Mittel er erhalten werden kann.

- 17. . . . . Sb6—d7!
- 18. Lc3—f4 Lf8—c5+
- 19. Kgl—h1 Lc5—d4

Weiß gibt auf, denn ein zweiter Bauer geht  
verloren.

### Schachfreunde, Achtung!

Der Bund prolet. Freidenker, Kreis Va, ver-  
anstaltet am 11. August am Schweißjäger sein  
diesjähriges Waldfest. Die Schachsparte veran-  
staltet dort ein Schachturnier und Simultan-  
spiele. Um zum Gelingen dieser Veranstaltung  
beizutragen, werden sämtliche Schachgenossen  
aufgefordert, ihre Schachpartituren mitzubringen  
und sich an diesem schönen Geistesport zu be-  
teiligen. Beginn 9 Uhr vormittags.